

Lorenz Wagner: Der will nur spielen

GEO Special, 1. April 2010

Wild, schnell, rebellisch – mit seinem »Bauern-Tschäss« ist Herbert Pixner Vorreiter einer neuen Generation von Alpenmusikern. Seine Lieder sind der Renner in Discos, seine Videos auf YouTube, die Konzerte: mehr als ausverkauft. Doch aus dem Rhythmus bringen kann den Südtiroler das nicht

Grüß Gott? Hans grüßt nicht zurück. Der Feind ist da. Eine der Kapellen, die seinen Arbeitsplatz seit Tagen in eine Hölle verwandeln. Volksmusiktage in München, im Fraunhofer Theater! Und Hans muss das Licht machen. „Was hab ich nur verbrochen?“ Er bläst Luft durch die Nase und mustert die Musiker. Zwei Burschen, ein Madl: Harmonika, Bass, Harfe. „Wenigstens kein 17-Weiber-Quetschkommando“, brummt Hans. Er hat sich einen Ohrschutz besorgt, vom Bau, macht einen Presslufthammer nach. Das Trio beginnt den Soundcheck. Beim ersten Ton drückt Hans die Hände auf die Ohren und rennt weg. „Und wenna Landler spielt“, ruft er zurück, „mach ich das Licht aus.“

Das Theater füllt sich. Los geht's. Hans beschaut sich das Ganze aus dem Technik-Kabuff. Hm! Irgendwie seltsam heute. So voll. Und so viele junge Leute, mit Lederjacken und schwarzen Hornbrillen, und vorn links hockt doch die Sägebrect, vorgebeugt und festgewurzelt, die Schauspielerin, wie alle im Saal, und nach jedem Lied klatscht das Publikum, wie es nie geklatscht hat in diesen Tanzmusik-Tagen. Da legt Hans doch den Ohrschutz zur Seite. Und nach dem Konzert, als alle gegangen sind, tritt er an die drei Volksmusikanten heran. „Wollt ihr nächstes Jahr nicht 14 Tage am Stück spielen?“, fragt er. „Und die anderen schmeißen wir raus.“

Das Herbert Pixner Projekt. Spielten sie wirklich zwei Wochen lang in dem kleinen Theater, es wäre wohl immer ausverkauft, so wie jedes ihrer Konzerte ausverkauft ist, im Zillertal, in Gaißach, in Meran; in Gasthäusern, Theatern und der Philharmonie. Mal kommen 60 Fans, mal 300, mal 2000, eben so viele wie in den Saal passen, ganz Bayern und Tirol scheinen das Trio sehen zu wollen, diesen Herbert Pixner, 34 Jahre alt, Bauernsohn aus dem Passeiertal.

Was Paganini an der Geige war und Hendrix an der Gitarre, das ist er an der Ziach, der Steirischen Harmonika, einem Instrument, geschaffen, Schunkelmusik zu spielen. Doch Pixner spielt Blues und Jazz und Niedagewesenes: Landler, die nach Jugend und Rebellion klingen. Pixner hat die Volksmusik verändert, sie wiederbelebt, seine Lieder laufen in Discos in Innsbruck; seine Videos sind ein Renner auf YouTube; und immer mehr junge Bands spielen auf ihren Konzerten seine Stücke nach. Sie entdecken so die Volksmusik wieder und machen daraus ihr eigenes Ding, schneller, frischer, gemischt mit Rock, Punk, Blues oder was auch immer, wie der Pixner eben. Er ist ihr Idol.

Das war nicht immer so. „Du und dein Bauern-Tschäss“, so haben die Kommilitonen Pixner gepiesackt, als der noch am Konservatorium in Klagenfurt studierte. „Da habe ich mir gesagt: Jetzt erst recht“, sagt Pixner. Heute, wo seine CD nach Fernsehauftritten schon mal in die Top 50 bei Amazon aufsteigt, da ist er es, der spottet: „Bauern-Tschäss“ heißt sein neues Werk. Und mit ihm ist er nun zum ersten Mal auf Tournee: der „Bauern-Tschäss-Tour“ durch die Alpen.

Südtirol, Steiermark, seit Tagen sind die Pixners unterwegs, in zwei Autos, im ersten Pixner mit seiner Freundin und Managerin Lisi, im zweiten Katrin und Werner, zwei Tiroler Musiklehrer, Harfe und Kontrabass. Heute geht es nach Brandberg, ein Dorf am Ende des Zillertals. Pixner trägt Lederjacke und ein Shirt mit der Aufschrift „beratungsresistent“, er ist dürr, sein Gesicht fahl. Er raucht und schweigt und fährt verdammt schnell. Manchmal, wenn es zu still oder schnell wird, klopft Lisi ihm aufs Bein. Dann lacht er sie an und dreht das Radio lauter. AC/DC. Die hat Pixner schon als Junge geliebt, als er seine Vespa auf 120 Sachen hochjazzte, in Südtirol, in Walten, einem Bergdorf, dessen Schattenseite im Winter kein Sonnenstrahl erreicht: „Meine Heimat.“ Hier hat Pixner eine Alm gepachtet, seinen Sommersitz. Ohne Strom. Wer was von Pixner will, muss heraufkommen, das letzte Stück zu Fuß, anderthalb Stunden. Zuletzt kam ein Sparkassenchef mit Aktentasche und Auftrittsvertrag. „So weiß ich immer: Man will nicht irgendeine Musik, man will mich.“

Im Winter, wenn er im Tal lebt, ist Pixner dann doch besser zu erreichen. Nicht übers Telefon. Das hebt er nicht ab. Sein Tor zur Welt ist das Internet, sind YouTube, Facebook und Myspace. „Ich kann so ganz neue Schichten von Leuten ansprechen.“ Im Netz hat er seine Tournee angekündigt. Und sofort war sie ausverkauft. Mehr als

ausverkauft. In Brandberg sind so viele Bänke und Stühle in den Saal gepfercht, dass der Hausbesitzer, die Gemeinde, sich selbst anzeigen müsste.

Es ist Pixners einziges Konzert in Nordtirol, von überall her sind die Menschen gekommen. Eine Sitzreihe aus dem Lechtal, drei Stunden Autofahrt durch Eis und Schnee, der kleine Jonas hat darauf bestanden, acht Jahre ist er, hinter ihm sitzt sein Ziach-Lehrer. Der hat Pixners Musik auf YouTube entdeckt. Nun bringt er sie seinen Schülern bei. Etwas, das man an Österreichs Hochschulen gar nicht gern sieht. Dort fürchtet man die Verlotterung der Volksmusik. Den Jungen ist's egal. In Brandberg sind dieselben Teenies wie auf einem Christina-Stürmer-Konzert: Mädels mit Chucks, Karohemden und Nietentaschen. „Der Herbert ist gewaltig“, sagt Katharina, 16 Jahre ist sie alt, hat eine eigene Band, Jung und Frisch; auf ihrer CD spielt sie Pixner-Stücke nach. „Sie sind so anders.“ Allein das Stück „Ladezky“: „Das nächste Lied ist für die Schauspielerin Susan La Dez“, kündigt Pixner es in Brandberg an. „Sie kam eines Tages zu mir und sagte: Herbert, ich will ein Kind von dir.“

Pause.

Gelächter.

„Also hab ich ihr ein Stückl geschrieben.“

Und los geht's, zehn Finger, links, rechts, auf, nieder, wie Spinnen im Gewitter, sie trippeln und springen, tanzen ihren eigenen Tanz, nur einmal werden sie schwermütig, spielen ein düsteres Motiv, ein Riff der Punk-'n'-Roll-Band The White Stripes. In diesem Riff liegt der wahre Keim des Lieds, die Sache mit Susan war gelogen, es war ganz anders: Katrin, Werner und Herbert saßen im Studio, nahmen die neue CD auf. Geprobt hatten sie vorher nicht. Pixner probt nie, er improvisiert. Auf einmal stellten die drei fest, dass sie nicht genug Stücke hatten. „Geht Kaffee trinken“, sagte Pixner. Er setzte sich eine halbe Stunde hin, nahm das Riff und machte daraus sein Volkslied.

Was wird das für ein seltsamer Volksmusikabend in Brandberg. Pixner spielt den Marsch der Steirer, spielt einen Blues, einen Walzer, einen Bossa Nova, erzählt dabei Geschichten, von der Alm, vom Autofahren, von Wettrennen mit der Polizei, er scherzt mit Werner, ärgert Katrin mit Blondinenwitzen und wirft ihr mit der Trompete einen

Versöhnungskuss zu. Seit gut 15 Jahren macht Pixner seine wilde Musik, aber erst im Trio mit Katrin und Werner ist er aus der Nische getreten.

Katrin ist 24 Jahre alt und fröhlich wie ein Sommertag. Ihr Spiel ist keck und kindlich, voller Glissandi und rhythmischen Frechheiten, ein Graus für Traditionalisten, ein Glück für Pixners Musik, und obgleich Katrin nach diesem Abend die Fingerkuppen bluten, ist ihr Gesicht Lachen und Augenfreude, nur ab und an, wenn es allzu schnell geht, blickt sie erschrocken zu Werner, ihrem Freund, und der streicht über seinen Kinnbart und lächelt ihr zu und schlägt weiter den Bass, mit weitem Schwung, warm, verlässlich, ein Herzschlag, den nichts aus der Ruhe bringt, da mag Pixner in der Mitte noch so oft Takt und Tonart wechseln.

Und so wirken die drei zusammen, und der Abend geht dahin, und am Ende sind die Pixners nur mehr Kopfschwung und Fingerschlag, ein dreifaches Headbanging. 15 Grad zeigte das Thermometer neben dem Eingang, als das Konzert losging, nach der dritten Zugabe sind es 34. Und an der Theke gibt es kein Bier mehr.

Abschiedsküsse, Autogramme auf die CD, ein Foto mit Jonas, „Bist a schneidiger Lausub“, sagt Pixner. 1000 Fan-Fragen. Nächstes Konzert? „Posten wir auf Facebook.“ Seine Musik im Internet-Radio? „Am Mittwoch, per Livestream. A RealPlayer brauscht halt scho. Waascht.“ Ein paar Helle im Gasthof Thanner, und dann wird gepokert, bis vier Uhr in der Früh. Ein letzter Blick in den Rechner: 1000 Freunde bei Facebook. Die Nummer 999 hat ein Album gekriegt. „Bei welcher onzohl“, fragt ein Fan, „gib's die negschte CD, i meld mi nou amoll on.“

Am nächsten Morgen geht's weiter Richtung Bayern, nach Gaißach, zum Zachschester. „An diesem Wirtshaustisch“, steht im Schankraum zu lesen, „hat der legendäre Kraudn Sepp Zither gespielt und mit seiner knarrenden Bauernstimme Wildschützlieder gesungen.“ Der Wirt, der Kübl Franz, hat den Kraudn Sepp gekannt. Nun auch noch der Pixner Herbert in seinem Haus. „Das ist der diatonische Wahnsinn“, sagt er. Seine Frau kommt dazu. „Diese Bettelanrufe!“, ruft sie aus. „Habt ihr nicht doch noch Karten? Ich musste fast pampig werden.“ Alle Gäste mussten die Karten zwei Wochen vorm Konzert abholen, viele kamen aus München, zwei Stunden Fahrt, selbst für den Chef des Hofbräuhauses.

Und auch am Tag des Auftritts ist der schon Stunden vorher da. Sich einen guten Platz sichern. „Pixner könnte auch große Häuser füllen“, sagt er mit Blick auf das kleine Zachschester. Aber Herbert mag lieber die engen Säle, wenn er riecht, wer in der ersten Reihe Leberkäs gegessen hat, wenn er den Zuhörern in die Augen schauen kann, eben Säle wie diesen: 18. Jahrhundert, Waschputz, Holzbalken, karierte Gardinen, an der Wand ein Kruzifix und Bilder vom Kübl Franz als Jäger, umgeben von nackten Bäuerinnen. Das Publikum an diesem Tag? Ein Münchner Metzger, ein Gemeinderat aus Rottach-Egern, Dorfschullehrer und Apotheker, 80 Leute, Janker, Hornknöpfe, und mittendrin ein junger Kerl, schwarze Jeans, schwarzer Kapuzenpulli, schwarzer Hut und, natürlich, Schwarzbier. „Das ist der Boandlkramer“, witzelt einer der Alten. Will heißen: der Sensenmann.

Doch der Junge ist Musiker, Bassist der Band Zwirbeldirn, einer der vielen Gruppen, die sich im Schweif von Pixner bewegen, die aus Altem Neues machen und die Städte erobern, Bands wie da Blechhauf'n, Kofelgschroa und LaBrassBanda oder eben Musiker ohne feste Band, Leute wie Franziska Eimer, die auch im Publikum ist, eine 29-jährige Münchnerin, Filmemacherin, Harfenistin, mit den Sportfreunden Stiller hat sie gespielt, sie verabredet sich per E-Mail mit anderen zu Musikabenden, es kommen Rocker, Bläser von den Münchner Philharmonikern, und sie spielen Volksmusik, eine Musik, die für viele ihren Schrecken verloren hat. So wie die jungen Deutschen bei der letzten Fußball-Weltmeisterschaft die deutsche Fahne entdeckten, so entdeckten die jungen Bayern ihre Volksmusik wieder, eine Musik, die sich schnell und laut spielen lässt, sagt Franziska, und leicht verändern.

Die vielen Urbayern und Bildungsbürger im Zachschester wissen nichts davon, dass sie einer Jugendbewegung zuschauen. Sie wissen auch nichts von der Frechheit des Titels „French Kiss“, bei dem der Kontrabass einen gewissen Zungenschlag imitiert. Was soll's! Sie finden anderes in Pixner, seine Walzer oder die Jazz-Spielereien, ein Stück von Django Reinhardt ist dabei. „Yihaa“, tönt es im Publikum. Nur ein Traditionalist mit gamsbärtigem Hut ist anderer Meinung. Nach dem Auftritt will seine Frau doch tatsächlich eine CD kaufen. „Ja, bist du verrückt? Des will i nie mehr hörn.“

Bis in die Nacht hocken Band und Fans zusammen. Martin, ein Heavy-Metal-Musiker, spielt ein Pixner-Stück vor, Werner setzt den Brotkorb auf den Kopf, der Sensenmann verliert sein Handy, der Hofbräuhaus-Chef erzählt, dass er in fünf Stunden zum

Zahnarzt muss, die Wirtin kocht Wiener und weckt Brigante, eine Mischung aus Dackel und Beagle. Sie will vorführen, dass der keine Würstchen mag. Eine Behauptung, die Brigante knackend widerlegt. Um fünf geht's in die Betten, die das Wirtspaar für ihre Ehrengäste geräumt hat.

Frühstück. Hühnersuppe, Zigaretten, Facebook. Weiter nach München. Zum Theater im Fraunhofer. Dorthin, wo Hans, der Beleuchter, sie so genervt empfängt. Das Konzert wird das beste der Tournee. Einmal, mitten im Lied, legt Herbert die Ziach weg, greift die Trompete, schiebt einen Dämpfer rein, schließt die Augen, sitzt eine ganze Weile still da, vorgebeugt, die Trompete zugleich an den Lippen und zwischen den Füßen, dann die ersten Noten, flüsterleise, kleine zerbrechliche Tontropfen, zerquält, zerrissen, sie verklingen, und doch hat jeder das Gefühl, sie wären noch da, irgendwo da unten, zu den Füßen.

Es ist einer der Momente, die Pixner liebt. „Wenn du die Leute mit einer einzigen Note kriegst.“ Es sind die Lieder, nach denen keiner zu klatschen wagt, vier, fünf Sekunden lang. Man ist „beinahe atemlos“, schreibt die „Süddeutsche Zeitung“ am Folgetag. Es sei denn, man heißt Marianne Sägebrecth. Die Schauspielerin ist nicht mehr ruhig zu kriegen. „Sensationell! Da könnt ich verrückt werden. Ich hab mitgewippt, meine Nachbarn hatten Angst, dass alles zusammenkracht.“ Sie holt sich ein Autogramm, fragt Pixner, ob man nicht was gemeinsam machen will.

Zurück ins Hotel Mariandl. Hoffentlich, sagt Werner, erkennt uns der Chef nicht. Im Vorjahr feierten sie die Nacht durch, sangen, während Gäste an die Tür hämmerten. „Ah, ihr!“, begrüßt sie der Chef. Er sagt es überraschend freundlich. Und räumt die Hocker vom Tresen und schenkt aus bis um fünfe. Nicht einmal Geld will er haben. Er nimmt es, als Werner droht, er werfe sonst den Flachbildschirm aus dem Fenster.

Frühstück: Leberkäs am Rasthof. Weiter nach Südtirol. Brenner, Jaufenpass, Pixners Heimat, karg, steil, Serpentinaen, „meine Rennstrecke“. Stopp in der Stammkneipe in Walten, Bauern am Tresen. Sie grüßen Pixner. Sicher, seine Musik, manchmal ist sie ein wenig laut und schräg, aber bei allen Spielereien, sie klingt nach Südtirol, klingt nach Heimat und Bauernleben. Pixner ist einer von ihnen.

Ganz in der Nähe liegt die Joggelealm, auf 2000 Metern, ab dem Frühling wird Pixner dort sein, Rinder hüten. Jeden Morgen kommen die Jungtiere und reiben ihr Fell an der Hütte, und in den Schränken klirren die Gläser. Dreimal am Tag geht Pixner zu den Tieren, eine Stunde über die Hänge. Hat sich keines verlaufen? Steht eines vor einer Klippe, wird's gefährlich. Kühe können schlecht kehrtmachen.

Hier oben führen Lisi und Herbert ein Leben: kein Kühlschrank, kein Strom, Plumpsklo, das Wasser acht Grad kalt. Zum Dorf sind es eineinhalb Stunden Fußweg. Im vergangenen Sommer, erzählt Lisi, habe sie ganze vier Euro ausgegeben: für zwei Kaffee drunten im Café. Die beiden essen zusammen mit Gästen auf ihrer Hütte, Eier, Schwammerl, Knödel. „Hier brauchst du nix. Gar nix“, sagt Pixner. Er zeigt Fotos auf seinem Rechner: ein Wolkenmeer unter der Hütte, das Herz-Jesu-Feuer der Bauern, Lisi mit einer bekränzten Kuh beim Almatrieb, er selbst beim Bier in der Stube, braun, strahlend, in Lederhosen: ein anderer Mensch.

Ja, er liebt seine Musik. Aber sie zermürbt. Unterwegssein, das ständige Reden, seine Show bei Radio Bozen, einmal die Woche, mit 40 000 Stammhörern, es strengt sehr an. Und so macht er auf seiner Alm nur eine Musiksache: ein Festival. 700 Fans haben das vergangene Mal auf den Wiesen gelegen und zugehört. Wäre keiner gekommen, auch egal. „Ich spiele nur für mich. Ich muss damit kein Geld verdienen. Es geht auch so. Es ist immer so gegangen. So muss ich mich bei niemandem einschleimen, aufdrängen.“

Der vorletzte Auftritt, in Meran. Ab in die Garderobe. So wie Katrin, Werner und Pixner auf der Bühne eine Einheit sind, so sind sie es in ihren schwachen Minuten. Nur mehr ein zerschundener Haufen sind sie nach dieser Tournee. Pixner liegt auf einem Sofa, das Gesicht weiß wie die Aspirin in seiner Hand, Katrin hockt rechts auf der Lehne, vorgebeugt, der Blick leer, sie trinkt Red Bull, Werner hängt über einem Sessel, die Augen geschlossen, der Hosenlatz kaputt, er hat ihn mit einer Sicherheitsnadel geflickt.

Die Tür geht auf. Die Theaterchefin. „Los geht's“, sagt sie. „Viel Spaß!“

Raus. „Heute fehlt uns ein wenig Energie“, begrüßt Pixner die Zuhörer. Doch dann laufen seine Finger wieder los.



Berg.Welten 2010
www.bergwelten.at